

(Nachdruck verboten.)

381

## Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Die Samaruca, seine schreckliche Schwägerin, hatte sich ihm wieder genähert, seit er Tonet aus der Schenke gewiesen. Schließlich hatte sich, wie sie mit dem Stolz einer Furie behauptete, das Schamgefühl in ihrem Schwager einen Augenblick geregt.

Sie kam ihm entgegen, wenn er im Dorfe spazieren ging, sie erwartete ihn an der Schenke, denn sie hütete sich wohl, vor Neleta in ihrem eigenen Hause zu erscheinen, weil sie ganz genau wußte, daß sie dann sofort vor die Tür gesetzt werden würde. Bei diesen kurzen Zusammenkünften erkundigte sie sich mit übertriebener Freundlichkeit nach dem Gesundheitszustande ihres Schwagers und jammerte über sein Leiden. Er hätte seit dem Tode der Seligen allein bleiben sollen. Er hatte den jungen Mann spielen wollen und deshalb ein junges Mädchen geheiratet, daher kam alles, das Leiden und der Elend. Diese Unflughheit zerstörte seine Gesundheit, und der Himmel mochte es nur fügen, daß es ihm nicht das Leben kostete.

Wenn sie von seiner Magenkrankheit sprach, so sah ihn das heuchlerische Weib mit teuflischen Blicken an, als erwache plötzlich in ihrem Kopfe ein Argwohn, über den sie selbst erschraf. Ob ihm denn wirklich ernsthaft der Magen weh tat? ... Ob man ihm nicht etwas eingeben, um ihn los zu werden? Und der Gastwirt sah in den Augen der Alten eine so tödliche, eine so gehässige Anklage gegen Neleta, daß er in Wut geriet und bei einem Haare auf die Heuchlerin losgeprügelt hätte. „Laßt mich in Ruhe und zwar sofort, hochhaftes Tier. Ja, meine arme Frau hatte wirklich recht, wenn sie sagte, meine Schwester ist ein Dämon.“ Damit drehte er der Samaruca den Rücken und nahm sich vor, nie mehr mit ihr zu sprechen.

Wie konnte man Neleta nur solcher Greuel für fähig halten? Nie hatte sich seine Frau so gut und lieb zu ihm gezeigt, wie gerade jetzt. Wenn in dem Onkel Paco von der Zeit her, wo Tonet mit der stillschweigenden Unterstützung seiner Frau sich als alleiniger Herr der Schenke aufgespielt hatte, noch etwas Groll zurückgeblieben war, so war er vor Neletas jetzigem Verhalten verschwunden, denn diese vergaß alle anderen Angelegenheiten der Schenke und dachte nur an ihren Mann.

Sie zweifelte jetzt an der Lüchtigkeit des Dorfarztes, dieses traurigen Handlangers der Wissenschaft, der seine Künste fast im Herumziehen ausübte, zweimal wöchentlich nach Palmar kam und gegen alle Leiden, als gäbe es gar kein anderes Medikament, Chinin verschrieb. Sie rüttelte die wachsende Faulheit ihres Mannes auf, kleidete ihn wie ein Kind an, zog ihm unter Stöhnen und Wehzen einzeln seine Kleidungsstücke an und führte ihn nach Valencia, um dort die berühmtesten Ärzte um Rat zu fragen. Sie sprach für ihn und nötigte ihn mit gebieterischer Autorität, alles einzunehmen, was die Herren verschrieben hatten, gerade, wie es eine richtige Mutter getan hätte.

Die Antwort war stets dieselbe; er hatte nichts weiter als Rheumatismus, aber einen starken Rheumatismus, der sich nicht auf eine bestimmte Stelle beschränkte, sondern als Resultat seiner flotten Jugend und der faulen, sitzenden Lebensweise, die er jetzt führte, den ganzen Organismus beherrschte. Er sollte sich rühren, arbeiten, viel Bewegung machen und sich vor allem keinen Erzfessen hingeben. Nicht trinken, nicht einmal mit den Gästen, wie es eben in seinem Berufe üblich war. Ebenso sollte er sich in keiner anderen Hinsicht Ausschweifungen überlassen.

Alle beide kehrten, von plötzlicher Energie belebt, als sie diese Drakelsprüche gehört, nach Hause zurück. Er war zu allem bereit. Er wollte sich bewegen, sich rühren, um dieses häßliche Fett, das seine Lunge erstickte, zu verjagen, er wollte in die Bäder gehen, die ihm empfohlen waren, er wollte Neleta gehorchen, die das besser verstand als er und die die gebildeten Herren durch ihre leichte Ausdrucksweise in Erstaunen gesetzt hatte. Doch kaum hatte er die Tür der

Schenke geöffnet, da schwand sein Wille, und er konnte sich nicht entschließen, sich vom Fleck zu rühren oder den Arm zu bewegen, ohne zu stöhnen und ohne daß er dazu einer großen Willensanstrengung bedurfte. Er saß den ganzen Tag am Kamin und trank auf Drängen seiner Freunde kleine Gläschen. Eins mehr würde ihn auch nicht umbringen. Und wenn Neleta ihn streng ansah und ihn wie ein Kind schalt, entschuldigte sich der dicke Mann demütig. Er konnte doch die Stunden durch seine Weigerung nicht verlegen, er mußte doch auf ihre Höflichkeit antworten. Das Geschäft ging eben der Gesundheit vor.

Die Samaruca behauptete, man wäre im Begriff, ihren Schwager zu morden. Diese Neleta wäre eine Verbrecherin und ihre Tante, die sie zu ihrer Unterstützung ins Haus genommen, eine Hege. Diese beiden hätten dem Onkel Paloma einen Liebestrank eingegeben, der ihm den Verstand verwirrte, genau wie die Pulver, die bestimmte Frauen herzustellen wissen, um die Vernachlässigung von Seiten ihrer Männer zu besiegen. Darum war der arme Mann wie verrückt nach ihr und lief ihr unaufhörlich nach, um damit täglich ein neues Stück von seiner Gesundheit zu verlieren. Und es gab keine Gerechtigkeit auf Erden, ein solches Verbrechen zu bestrafen?

Bei dem Zustand des Onkel Paco schienen diese Redensarten nicht unberechtigt. Die Kunden sahen ihn selbst mitten im Sommer unbeweglich am Feuer sitzen, wie er in den Flammen schürte, um ihnen neue Wärme zu entlocken. Die Fliegen flatterten um sein Gesicht, ohne daß er sich die geringste Mühe gab, sie fortzuschleichen. An sonnigen Tagen hüllte er sich in seinen Mantel, stöhnte wie ein Kind und klagte über die Kälteschauer, die seine Schmerzen hervorriefen. Seine Lippen nahmen eine Leichenfarbe an, die schwammigen Wangen hatten die gelbliche Farbe des Waxes und die unstetigen Augen waren von einer schwarzen Auroole umzogen, in der sie gleichsam ertranken. Er war ein ungeheures, fettes, zitterndes Gespenst, dessen Anwesenheit alle Gäste traurig stimmte. Der Onkel Paloma, der den Fischhandel mit Canamel aufgegeben, setzte den Fuß nicht mehr in die Schenke. Er behauptete, der Wein schmecke ihm in Gegenwart dieses Fettballens, der nur aus Stöhnen und Schmerzen zu bestehen schien, nicht mehr so gut wie sonst. Da der Alte Geld hatte, so verkehrte er regelmäßig in einer elenden kleinen Kneipe, in die er auch seine Freunde führte und die so eine starke Konkurrenz für das Haus Canamel wurde. Neleta riet ihrem Manne, die Bäder zu nehmen, die der Arzt ihm angeraten hatte. Er sollte mit der Tante hinfahren.

„Nicht jetzt, nicht jetzt,“ erwiderte der Kranke, „später, — später.“

Dann setzte er sein unbewegliches Leben auf seinem Strohstuhle fort; er hatte nicht die geringste Willenskraft, sich von seiner Frau zu trennen und diesen Winkel zu verlassen, an den seine Existenz förmlich angenagelt war.

Die Fußknöchel begannen anzuschwellen und nahmen ungeheuerlichen Umfang an. Das hatte Neleta erwartet. Das war die Schwellung der Malleolen — sie erinnerte sich ganz genau an den Namen — die ihm der letzte Arzt in Valencia angekündigt hatte.

Dieses Krankheitsymptom entriß Canamel seinem Stumpfsinn. Er wußte wohl, was das zu bedeuten hatte. Das war die verdamnte Feuchtigkeit von Palmar, die sich in seinen Füßen festsetzte und ihn zur Bewegungslosigkeit verdamnte. Diesmal gehorchte er Neleta, als sie ihm Luftveränderung anriet. Sie hatten in Ruzafa, wie alle reichen Leute von Palmar, ein Haus, das sie sich gemietet, um es in Krankheitsfällen zu beziehen. Hier konnte er alle Ärzte, die er nur haben wollte, zu sich rufen und sich die Medikamente aus den Apotheken von Valencia verschaffen. Canamel trat die Reise in Begleitung der Tante seiner Frau an und blieb vierzehn Tage fort, doch kaum wurde die Schwellung ein bißchen geringer, da begehrte der Onkel Paco den Wunsch, zurückzukehren und behauptete, er fühle sich ganz wohl. Er konnte ohne seine Neleta nicht leben. In Ruzafa fühlte er die Kälte des Todes, wenn er seine Frau rief und die Tante mit ihrem runzligen Gesicht und ihrem Fischmunde auftauchte sah

Er nahm wieder seine alten Gewohnheiten auf, und die immer schwächer werdende Stimme Canamels ließ sich wieder in der Schenke vernehmen.

Zu Beginn des Herbstes mußte er von neuem nach Kuzasa, denn sein Zustand hatte sich verschlimmert. Die Schwellung begann sich auf die Beine auszudehnen, wahre Elefantenbeine, die er nur mit der größten Schwierigkeit zu bewegen vermochte; er stieß jedesmal einen Schrei aus, wenn er den Fuß auf den Erdboden setzte.

Nelefa begleitete ihren Mann bis zur Postbarke.

Die Lanke war schon vorher an demselben Morgen mit dem Kalkwagen weggefahren, um das Haus in Kuzasa in Ordnung zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Berliner Kunstsalons.

Von Ernst Schür.

Im Künstlerhaus stellen sieben Vereinigungen aus, deren gemeinsame Tendenz darin besteht, daß sie in ihren Namen auf Berlin und die Mark bezug nehmen: Märkischer Künstlerbund, Berliner Klub usw., wodurch eine Art Programm gegeben ist. Einmal stammen die Künstler, die ihnen angehören, aus Berlin; dann ist von vornherein im Stofflichen eine Hindeutung gegeben.

Wenn man den Hauptwert auf die Abstammung und den Geburtsort legt, kann man dieser Beziehung keine besondere Wichtigkeit beilegen. Maler wie Liedtke und Sandrock, die in ihren Stoffen so ähnlich sind, — beide behandeln Hamburg — haben nichts Typisch-Berlinisches. Sie malen den Hamburger Hafen. Der eine mit mehr Betonung des Lustigen, Leichten der wässrigen Atmosphäre, die alle Dinge locker auflöst und einen nebelig grauen Sprühschleier über die Farben breitet, wodurch der Willeindruck an malerischer Erscheinung gewinnt. Der andere betont mehr das Farbige; große Schiffe, deren farbige Rote sich breit hinlegt und dem Raum jene Großzügigkeit gibt, die ein Hafenbild dem Beschauer bietet. Doch hatten beide, dem großen Stoff zum Trotz, am Kleinlichen, Einzelnen. Ein solches Motiv müßte dekorativer gehalten sein, um seine ganze Schönheit zu entfalten. Die Werke stehen auf einem guten Niveau, gewiß. Es sind ernsthafte Studien. Aber der Studiencharakter ist ihnen zu sehr noch aufgeprägt. Doch wichtiger als diese Versuche, einen modernen Stoff zu erobern, sind die Arbeiten der anderen Maler, die sich auf Berlin und die Mark beziehen und hier ist eine Erörterung prinzipiell geboten.

Denn immer wieder muß man sich wundern, daß immer noch nicht die Maler kommen, die aus Berlin das Herausheben, was an malerischem und zeichnerischem Stoff hier verborgen liegt. Anregungen genug sind da. Die Straßenbilder von Paris, die Monet malte und die Landschaften der modernen Franzosen zeigen, wie eine moderne Stadt aufgefaßt sein will. Ihre Art wäre Vorbildlich, und die Maler von Berlin müßten die charakteristische Note dieser Stadt in Form und Farbe finden.

Nicht in lokalpatriotisch-inhaltlicher Art, darauf kommt es nicht an.

Wo sind die Maler, die das zuckende Leben einer Großstadtstraße malerisch bewältigten? Die uns zeigen, wie ein Sonnenuntergang glühende Pracht in die dunkelnden Straßen senkt? Wie monumental stehen massige Häuser am dämmernden Kanal. Und wie prächtig stimmen vom violetten Nachthimmel die blendenden Neklamen. Oder Morgenstimmung, ganz früh, wenn das erste Licht sich grau aus den Straßen hebt und die Dinge zum erstenmal angeglüht werden von rosigem Schein und die Menschen, die zur Arbeit gehen, wie dunkle Schatten an den Häusern entlang iren, während alles noch schweigt? All das wäre ein neuer Stoff und unter der lebendigen Hand eines Künstlers bildsam. Wir leben Tag für Tag in solcher Stadt. Aber die Künstler bleiben alten Stoffen treu und sehen nicht das Neue, das gerade für uns eigenen Reiz hat.

Wohl versuchen Maler wie Klobb und Hartig das Charakteristische einer märkischen Kleinstadt zu prägen, und sie kommen da zu manch trefflichen Resultaten, der eine mehr malerisch, der andere mehr zeichnerisch idyllisch. Der „Zahmarl“ mit den bunten Farben, überragt von dem alten Backsteinurm, der wie ein alter Zeuge aus der Vergangenheit aufragt, hat viel Eigenart. Und sein malt Klobb eine kleine Stadt im Schnee oder bei Tauwetter. Aber der Uebergang auf die Probleme der Großstadt wäre erst noch zu wagen.

Künstler wie Ufch, Kahser-Eichberg, Kolbe malen die Landschaft der Mark und auch hier sind neue, unbetretene Gebiete. Flimmernd malt Ufch die träumende Schönheit sonnenüberglänzter Ebenen in grauen und lichten Farben; Kahser-Eichberg bringt das Träumend-Melancholische von Kiefern umstandener Seen zu dekorativer Wirkung; und besonders Kolbe ist interessant, der fröhliche Farben anwendet, wenn er uns einen Ausblick über flaches Land zeigt, das prächtig dunkel und grün aufschimmert unter mächtig gebogenen Kiefernästen.

Hier sind Ansätze. Dieses Gebiet wäre weiter zu pflügen. Man's dekorative Linie ist hier noch zu entdecken. Und nicht das

Heimatliche gibt die Veranlassung, sondern die Vertrautheit des Künstlers mit dem Rahen, das er mit vertiefter Beobachtung erschauen kann, so daß es ihm neue Seiten erschließt.

Mit der Kollektivausstellung von Bildern Otto Greiners bietet der Kunstsalon Schulte in anderer Hinsicht eine lehrreiche Ausstellung. Lehrreich insofern, als sie auf das Kulturniveau deutscher Kunst ein Licht wirft. Dieser Künstler, der von Rag Klinger herkommt, vereinigt nämlich in sich alle die Eigenschaften, die Nachteile und Vorzüge, die das typische Wesen des deutschen Künstlers ausmachen. Das Können ist da. Aber es fehlt die Tradition, der Stil, die Frucht. Dies ist nicht so gemeint, als gäbe der Künstler sich ohne Erziehung seinem Willen hin. Er beherrscht sich wohl. Aber er versteht es nicht, das Eigene mit dem Allgemein-Modernen fruchtbar zu verbinden. Er versteift sich, ein alter Fehler deutscher Kunst, auf sich selbst, schließt sich ab und denkt, aus sich selbst eine Welt schaffen zu können. Er strebt zu den hohen Zielen dekorativer Kunst mit betäubten Sinnen. Aber es fehlt immer die letzte Vollendung. Er bringt sich zum restlosen Ende, aber er nimmt nicht genug Anregungen auf. So kann man ihn nur ganz annehmen oder ganz ablehnen.

Hinter diesen umfangreichen Gemälden steht die alte, akademische Schule, deren Note für uns heute unfruchtbar ist. Wir entnehmen die Monumentalität der Farbe (wie etwa Erler) oder der Linien (wie etwa Hodler). Greiner aber will durch die Gebärde, durch die Pose, durch das Inhaltliche wirken. Sein mit so viel Empfindung angelegtes Werk „Odysseus und die Sirenen“ zeigt diesen Charakter, diesen Uebergangscharakter, dessen Weite uns entzwindet, deutlich! Am feinsten ist noch der graue Seiamtton und die Harmonie der Fleischtöne, zusammen mit den roten Röhrgirlanden, die die Sirenen halten. Aber das ist alles zu handgreiflich, diese Sirenen, die Aktstudien bleiben, diese Aulerer, die wie Plastiken wirken, dieser Odysseus, der sich wie ein Theaterheld abquält. Kennzeichnend ist, daß man dieses große Bild noch ansehen muß, um hinter die großen Vorzüge zu kommen. Zweifellos, es steckt viel Arbeit hinter dieser Komposition. Die zahlreichen Studien beweisen es. Aber Arbeit, die die Frische tötet, ist in der Kunst nicht hoch zu bewerten.

Manchmal kommt Greiner in bester Absicht, indem er die Wirkung, die immer nüchtern und exakt bleibt, überstreift, zu ganz grotesken, ja plumpen Wirkungen. So wenn die eine Sirene dem grümmig blickenden, stehenden Aulerer ihre werte Rückseite orientativ zulehrt. Oder die „Schuhbinderin“, wo Greiner aus einem alltäglichen Vorgang in einer geradezu selbstquälerischen Manier — eine Frau bindet einer stehenden Dame die Schuhe zu — etwas Monumentales schaffen will und die Nuancen so unterstreicht, daß die Dissonanz zwischen Stoff und Form unangenehm empfunden wird. Ebenso ist die „Huldigung an die Schönheit“ (auf einem Felsen über dem Meer stehend eine nackte Frauengestalt, der im Wasser nackte Männer entgegenzucken). Der Gedanke ist absolut nicht Form geworden, er bleibt in naturalistischen steden. Veringlückt ist auch das trübselige dekorative Bild: Herkules und Omphale. Man braucht bloß an Feuerbach zu denken, wie der einen solchen Vorgang malerisch bewältigt, und man vermisst den künstlerischen Wurf. Alles in allem: diese Bilder verharren in einem Mittelstadium; sie sind weder Studien noch realistische Bilder, noch dekorative Kompositionen. Sie verharren zwischen Bild und Komposition. Sie sind zu inhaltlich-realistisch, um dekorativ zu wirken, zu wenig realistisch wieder, um als Abbild der Natur gelten zu können.

Diese nüchterne Exaktheit nimmt auch den Studien den Reiz der Frische. Man muß nur einige ausnehmen: ein kleines Meerbild von zartem, grauen Luftton und freier Räumlichkeit; die außerordentlich frische, impressionistische Studie von Baumgruppen (grün auf grau); die durch ihre schöne Licht- und Schattenvirkung sich auszeichnenden Porträtskizzen eines sitzenden Mannes „Sor Rodolfo“.

Zusammenfassend: Greiner ist wesentlich Zeichner, ja Plastiker; nicht Maler. Diese Vorliebe für die genaue, exakte Form prägt ihn dazu. Die Farbe ist ihm ein verschlossenes Geheimnis. Freilich, um gerecht zu sein, muß man auch erwähnen, daß dennoch aus diesem Holz die großen Künstler entstehen, deren Erziehung dahin gehen muß, mit diesen Fähigkeiten das Neue, die Farbe, zu verbinden und zu begreifen, daß wir jetzt eine Monumentalität anstreben, die aus dem Technischen, aus Linie und Farbe heraus einen Stil sucht und nicht aus dem Inhaltlichen. Dieses Sich-Hingeben an die allgemeine, internationale Tradition der Gegenwart fehlt den deutschen Künstlern. Sie verschließen sich in ihre Sondewelt und betonen zu engherzig das, was sie haben, statt sich mit dem auseinanderzusetzen, was ihnen fehlt.

Und darum ist diese Ausstellung interessant. Sie lehrt an einem Schulbeispiel das typische Schicksal der deutschen Kunst.

Berlin steht augenblicklich unter dem Zeichen der englischen Kunst. Auch der Kunstsalon Casper veranstaltet eine Ausstellung englischer Werke, und zwar der Gegenwart, so daß sich diese Ausstellung als Kontrast sehr gut an die in der Akademie anschließt und manche Vergleiche ermöglicht.

Das erste Ergebnis ist auch hier: das erstaunlich einheitliche Gesamtniveau, das so deutlich Kultur, Erziehung darstellt. Auch

Diese modernen Engländer geben mir ausgereifte Sachen. Sie vermeiden es, zu experimentieren; sie proben nicht mit Extravaganzen. Der Laie mag vorbeigehen, er wird kaum die Arbeit spüren, aber er wird sich an der Ausgeglichenheit, der Schönheit freuen. Im Grunde also ist diese Harmonie, da sie in der alten wie in der modernen Kunst vorherrschend, nationale Eigenart. Das zeigt, was wir hier noch zu lernen haben. Abhold allen Uebertreibungen, suchen diese Künstler wirklich Kunst und betonen das nicht, sondern bestätigen es. Tradition reicht hier noch bis in die neueste Zeit. Auch hier ragt eigentlich keiner besonders heraus. Sie alle sind gleichwertig. Aber das Gesamtniveau ist überraschend gut.

Die Landschaft ist die besondere Domäne dieser Engländer. Man merkt das Nachwirken der Holländer, der Schotten, auch der modernen Franzosen. Aber sie lieben es, das Alte zu bewahren, und stürzen sich nicht gern in Versuche, die sie herausführen könnten aus ihrem Bereich. Auf diese Weise gelingt es ihnen, Natur zu geben und doch immer reservierte Haltung zu bewahren, die sowohl Anlehnung an das Alte behundet, dennoch aber gerade so viel Modernes enthält, um uns eigen zu erscheinen. Dieses Moderne zeigt sich besonders in der Behandlung der Farbe. Dieses Zarte, Farbige, Bridelnde in den nervös hingefügten Floden gibt vorzüglich die Lufttöne und die besondere Luft Englands, feucht und dünnlich, wird dadurch in ihren Werken vorzüglich wiedergegeben. Das Zurückhaltende, mit dem die Maler der Natur gegenübersehen, berührt angenehm. Sie haben Zeit, sie lassen sich Ruhe. Sie vergewaltigen den Eindruck nicht. Langsam wächst das Werk und die Natur bleibt, in ihren Werken sein abgewogen und übertragen, voll erhalten.

So malt Russell Wälderinnen am Strande und die schwarzen Röcke der Knieenden ergeben auf dem grauen Sande eine zarte, flüssige Harmonie, die an Liebermann denken läßt. Livens malt eine Wiesenlandschaft mit Kühen in dunklen Tönen. An Daubigny erinnert Murrehead mit einer Wiesenlandschaft, deren helle Lichter zusammen mit dem dunklen Grün eine satte, volle Harmonie ergeben. Es ist etwas unsagbar Frisches darin. Neben Murrehead steht Priestman, der flächiger, glatter malt und den breiten ruhigen Eindruck will, der so tonlos aus einer Flachlandschaft spricht. Smyth läßt die Farben weich in einander wogen, die bewegte Atmosphäre wiedergebend. Williams zeichnet sich aus durch die Helligkeit seiner Farben, er kommt den Franzosen mit einer sonnigen Hafenszene sehr nahe. Am höchsten ist wohl Duff zu werten, der über die bloße Wiedergabe der Natur hinausgeht und in einer heimlehrenden Schafferde vor mattem Abendhimmel an Millet's Größe und Simplicität denken läßt. Auch im Figürlichen bleiben die Engländer ihrer kultivierten Technik treu, die das Straffe verabsäumt. Und selbst Bell, der manchmal ans Süßliche streift, behält doch in dem Zug der Linien etwas Monumental-Veruhigtes, Großartiges, das in sich einen Stil hat.

Als wichtig ist noch hervorzuheben, daß die Engländer immer bei kleinem Bildformate bleiben, sie übertreiben ihre Motive, sie fügen sich dem Raum an und zeigen auf kleiner Fläche deklative Wirkung. Dabei berücksichtigen sie das Einzelne (die intime Wirkung) wie das Ganze (die dekorative Gesamteindruckung). Natur und Kunst ist in ihnen eins geworden. Altes und Neues vereinen sie. Dieses Alte aber steht ihnen so im Blute, daß man von Nachahmung nicht reden kann. Es gehört zu ihnen, zu ihrer Erziehung wie das Moderne.

Wer einen Einblick in die Art der modernen Zeichnung und den vielfältigsten graphischen Techniken bekommen will, der gehe zu Amster u. Ruyhard. Dieser Kunstsalon arrangiert von Zeit zu Zeit graphische Ausstellungen, die immer auf einem guten Niveau stehen.

Zu farbigen Monotypien zeigt Fullwood spezifisch englische Eigenart. Er hat eine elegante Manier, die Natur in Ausschnitten wiederzugeben und die Konturen weich in einanderfließen zu lassen. So werden diese feinen Tönungen das Auge des Beschauers nicht zudringlich auf sich ziehen. Aber gerade das Schlichte, das doch so raffiniert ist, fesselt anhaltend; die Technik ist in feinsüßlicher Weise ausgenutzt und jeder große Effekt vermieden. Dennoch sind die wenigen Nuancen so gut gewählt, daß man den Eindruck der Natur, freilich ungewertet, hat. Von fern haben diese mattfarbigen Blätter, die Szenen von der Straße, Wald und Wiesen zeigen, die ruhige Schönheit alter Drucke. Fullwood hat auch Radierungen hier, in denen er ebenfalls eine altmeisterliche Sachlichkeit anstrebt, die den Effekt aus dem Wege strebt. Ganz anders ist Pennell, dessen Strich bridelnd und nervös ist. Er gibt eine ganze Serie Straßenschilder von New York und es ist erstaunlich, welche Schönheit und Grazie er aus den kompakten, ragenden Wolkenträgern herausholt. Man denkt an Whistler. Solche Art könnte unseren Berliner Künstlern vorbildlich sein. Alles Sachliche ist abgestreift; die Schilderung von höchster Lebendigkeit. Dabei ist alles von fabelhafter Leichtigkeit.

Pissarro gibt Holzschnitte. In einer breiten Manier, wie sie sich für die derbere Technik paßt. Er behält meist den Vinienschnitt der alten Meister bei, deren Festigkeit er erreicht. Er weiß vorzüglich auf kleinem Raum eine Fülle ornamental zu komponieren, ohne in Archaismus zu verfallen. Wie sehr er die Natur kennt, zeigt er in den farbigen Holzschnitten, bei denen er eine derbe, bäuerliche Farbigeit und feste, breite Kontur bevorzugt. Da gibt er

Blätter, die natürlich und dekorativ zugleich sind und die ganz persianische Note haben, die wir von modernen Arbeiten verlangen.

Seaby hat sich ganz den Japanern verschrieben. Seine Farbeffekte, seine Linienprache ist den Japanern abgelauscht. Dekorativ mitten keine Vogelstudien, keine Strandjungen an. Namentlich das bewegliche Festhalten eines Moments hat er da gelernt. Und wie ein grünliches Wasser sich in grauen Strand hineinzieht, das könnte ebenogut von einem Japaner gemacht sein. Doch fesselt auch hier die sichere Technik, die allen Engländern anerkannt zu sein scheint.

## Peter Spanningers Liebes- Abenteuer.

Von Ludwig Thoma

(Schluß.)

Der Brief stürzte Peter in Raslosigkeit. Er sah das frische Mädchen vor sich mit allen runden Heimlichkeiten, die sein Blick begehrlieh gestreift hatte, aber als Spanninger konnte er nicht blind in den Strudel der Leidenschaft tauchen. Denn, wie gesagt, er war von Kind auf mit großem Mißtrauen gegen das andere und ärmliche Menschentum angefüllt worden. Und dachte er auch zu manchen Stunden, daß er wohl verstoßen in den Liebesgarten schleichen könne, so überlegte er baldigt wieder, daß solche Leute wie Fröschl Geheimnisse gerne zu Geld machen. Stündlich wechselte er mit seinem Entschlusse seine Stimmung.

Jedesmal, wenn er sich vornahm, zu entsagen, wurde sein Gemüt leicht und froh, und jedesmal, wenn er der Lockung folgen wollte, fühlte er sich bedrückt. Die helle Stube, der sauber gedeckte Tisch, alle Behabigkeiten des Elternhauses mahnten ihn, die bürgerliche Ehrsamkeit zu wahren, aber wieder winkten ihm die lebhaften Gedanken an beachtenswerte Reize.

Denn trotz aller Meinungen, die in Dürnbuch feststanden, war es sein erstes Abenteuer.

Und weil sich seine Tugend nicht auf gefestigte Grundsätze, sondern auf äußerliche Bedenken stützte, mußte sie immer wieder ins Wanken geraten.

Am Tage des Stellbichens spazierte Peter gleich nach dem Mittagessen durch die Kreuzgasse. Er wollte unauffällig die Vertikalität erkunden, und darum hatte er sich zur Jagd gerüftet. Vielleicht dachte er nebenbei, daß er so das Wohlgefallen an seinem Neuhieren heben könne, denn er war mit Poppe und Gewehr gewalttätig anzusehen.

Überdem hatte er seine Waden mit lederen Samaschen umkleidet, obgleich die Sonne leuchtend am Himmel stand und alle Wege in Trockenheit lagen. So stieg er mit langen Schritten durch die Gasse.

Die Häuser waren unbehaglich anzuschauen; es fehlte ihnen die rechte Breite. Sie standen eng aneinander gepreßt und ragten steil in die Höhe, damit sie oben Luft schöpfen konnten. Kleine Fenster sahen unregelmäßig neben- und übereinander, die Scheiben waren trübe, und viele gähnten schmucklos in die Gasse herunter. Nur wenige waren mit dunkelfarbigen Vorhängen geschmückt. Was Peter sah, wirkte erkältend auf seine Gefühle, und er wünschte jetzt, unbemerkt zu entkommen. Aber die stille Gasse war an hallende Tritte und knarrendes Leder so wenig gewohnt, daß sie erwachen mußte.

Der Fleischhändler Söllbeck, der mit untergeschlagenen Beinen in seiner Werkstatt saß, erhob sich rasch, um dem jungen Manne mit den prallstehenden Beinleidern nachzusehen.

Gegenüber trat die Frau Buchbinder Gnadl unter die Türe und schüttete schmutzige Brüche auf das Pflaster. So hatte sie ein Recht, im Freien zu weilen und zu ergründen, was den Sohn des Sternbräus in die Gegend führen könnte.

Nebenan trug die Schusterin Drummer ihr Knäblein auf dem Arme heraus, und dieses begann alsogleich zu schreien. Da öffneten sich herüber und drüber die Fenster, und alle neugierigen Augen folgten dem blanken Jägersmann.

Peter trachtete vorwärts, aber in der Mitte der Gasse stuhete er, denn er sah Anna Fröschl, die freundlich auf ihn herablächelte. Weil ihr Säckchen nicht völlig geschlossen war, sah man den Anseh der runden Brust. Peter faßte sich ein Herz und grüßte und merkte, daß das Mädchen zweimal nickte. Das gab ihm und den anderen zu denken. Dem Fleischhändler Söllbeck blieb es für den Nachmittag ein Gegenstand innerlicher Betrachtung, und die Gnadlin erschien von da ab bis zum Abend jede halbe Stunde vor ihrem Hause, um Spülwasser auszuschiitten und Rundschau zu halten. Peter verließ die Stadt und schritt über Felder und Wiesen. Er hatte Gefahr und Glück des Abenteurers dicht beieinander gesehen und war in neue Zweifel verstrickt. Aber als nun die Bäume lange Schatten warfen, hatte die Tugend einen großen Sieg errungen, und die Schar der Guten war um einen vermehrt. Der junge Spanninger war entschlossen, auf Liebe und schlimme Nachrede zu verzichten. Und er machte sich auf den Heimweg. In Dürnbuch läutete man den Englischen Gruß. Die hellen und tiefen Töne der Glocken hingen mit gemessener Feierlichkeit in den Abend, und wäre Peter eine stimmungsvolle Natur gewesen, so hätte er empfinden mögen, daß seine reinliche Seele sich in diesem

Augenblick aufwärts erhob, bis zu den rosenroten Wolken des Frühlingshimmels. Jedoch auch sein größeres Gemüt kam in Schwingung, freundliche Heimatsgefühle faßten ihn an. Er sah im Geiste ungestörte Behaglichkeit, reichlich gedeckte Tische und Ordnung. Und so sicher wußte er sich, daß er den Rückweg wiederum durch die Kreuzgasse wählte. Sie lag schon im Dunkeln, als er sie betrat. Am Eingange brannte ein trübes Licht; der Schein der Laterne reichte kaum bis zum zweiten Hause. Peter wollte seinen Gang beschleunigen, als eine verummumte Gestalt ihm entgentrat.

„Herr Spanninger!“

Er blieb stehen und erkannte Anna, die sich in ein Tuch gehüllt hatte. Sie sagte mit leiser Stimme, daß sie an sein Kommen nicht mehr geglaubt habe, und bei diesen Worten zog sie ihn faust in den Schatten der Mauer. Peter folgte mit halbem Widerstreben und antwortete, daß er gleich wieder gehen müsse, weil man ihn daheim erwarte. Er horchte dabei ängstlich in die Gasse hinaus. Es war tiefe Stille und nichts zu vernehmen als die Atemzüge des Mädchens.

Das flüsterte, der Herr Spanninger könne doch ein wenig verweilen. Ein anderes Mal gerne, sagte Peter, aber nur heute ginge es nicht, weil er Besuch habe von einem Freisinger Freunde.

Der würde sicherlich warten, meinte Anna, und der Herr Spanninger könne sagen, daß er sich auf der Jagd verspätet habe. Und der Herr Spanninger dürfe nicht glauben, daß sie ihn lange aufhalten wolle, denn sie wisse wohl, daß es für sie nicht schädlich sei, bei einem Herrn zu stehen, ebgleich sie gewiß niemand erblicken könne.

Peter wurde allmählich sicher und fragte, warum ihm das Fräulein geschrieben habe.

Nur so und überhaupt, erwiderte Anna, und dann habe sie sich gedacht, daß der Herr Spanninger sie vielleicht noch kenne, denn sie sei ihm in früheren Jahren öfter begegnet.

Daran könne er sich nicht erinnern, sagte Peter. Sie glaube es wohl, antwortete Anna, denn ein so vornehmer Mann gäbe kaum acht auf ihresgleichen. Das Gespräch stockte, indem Peter nichts zu erwidern wußte.

Anna knüpfte den Faden auf ein neues an. Sie habe gemeint, der Herr Spanninger kenne sie noch, denn er habe ihr neulich nachgeschaut.

Das sei nicht daran gewesen, sagte Peter, sondern weil ihm das hübsche Fräulein aufgefallen sei.

Das könne sie aber gewiß nicht glauben, erwiderte Anna, und sie sähe deutlich, daß der Herr Spanninger sie verspottete. Denn es gäbe schönere als sie in Dürnbuch.

Es sei keine so hübsch, versicherte Peter.

O, da müsse sie lachen, sagte Anna, denn er sei ein galanter Herr, der solche Dinge allen Mädchen sage. Aber sie wisse recht gut, daß vornehme Leute gerne ihren Scherz trieben.

Peter schwieg und horchte mit Unbehagen auf Schritte, die vom unteren Ende der Gasse her klangen.

Das sei der Schuhmacher Brummer, flüsterte Anna, und Herr Spanninger möge in das Haus eintreten. Sie nahm ihn bei der Hand und schlich auf den Fehenspitzen voran.

Peter konnte nicht widerstreben, da die Schritte näher kamen. Es war ihm jedoch in dem engen Hausflur keineswegs wohl zumute, und er beschloß, baldigst Abschied zu nehmen.

Anna lehnte die Türe zu und lugte durch die Spalte hinaus. Der nächtliche Spaziergänger kam vorbei, und es war wiederum stille.

Jetzt gab Peter kund, daß er nicht mehr länger bleiben könne; aber das Mädchen ließ ihn nicht ziehen. Er müsse noch warten, denn der Schuhmacher Brummer könne umkehren. Bei den Worten schmiegte es sich an den jungen Mann; er fühlte ihre Schulter und roch den Duft ihrer Haare, aber er rührte sich nicht.

Anna seufzte.

Was sich der Herr Spanninger denken müsse, daß sie jetzt so mutterseelenallein im Dunkeln bei ihm stände?

Peter sagte, sie könne nichts dafür, daß sie sich verbergen mußte, und es dauere nicht mehr lange.

Nein, nein! erwiderte Anna, so leicht sei es nicht zu nehmen, alle Welt sei dabei, von einem Mädchen immer das Schlechteste zu denken, und der Herr Spanninger habe gewiß eine schlimme Meinung von ihr.

Er habe eine gute Meinung von ihr, sagte Peter.

Anna seufzte wieder.

Das hoffe sie fest. Denn sonst müsse es sie bitter gereuen, daß sie den Brief geschrieben habe. Und eigentlich, sie könne es nicht begreifen, wie sie den Mut gefunden habe.

Es sei nichts weiter dabei, sagte Peter.

Für ihn nicht, erwiderte Anna. Aber was würden die Leute von ihr sagen, wenn sie es erfahren? Sie könnte sich nicht mehr auf der Straße blicken lassen, so würden alle über sie herfallen.

Das erfahre niemand, sagte Peter.

Ja, das müsse der Herr Spanninger versprechen; das Geheimnis müsse er wahren. Er dürfe nicht sagen, daß sie ihm geschrieben habe, und er dürfe nicht sagen, daß er in ihrem Hause gewesen sei in der stockfinsternen Nacht und ganz allein.

Er werde nie davon sprechen, sagte Peter.

Sie habe jedoch davon gehört, erwiderte Anna, daß die Vornehmen sich darüber lustig machen, wenn sie einem Mädchen den Kopf verdrehen. Und der Herr Spanninger habe gewiß viele Abenteuer gehabt und lache über die Mädchen, die ihm Glauben schenken.

Er werde gewiß nichts verraten, versicherte Peter, und überdem, jetzt wolle er gehen.

Anna öffnete zögernd die Türe und schloß sie hastig wieder. Denn auf ein neues klangen Schritte in der engen Gasse.

Es waren feste, grob aufgekettete Tritte. Eilige Tritte.

Das Mädchen fuhr erschrocken zusammen.

„Jesus! Der Vater!“ flüsterte sie. Peter fühlte sein Herz stille stehen. Er wollte hinaus in das Freie. „Um Gottes willen nicht!“ sagte das aufgeregte Mädchen. „Es ist zu spät! Da hinein! Sie müssen da hinein!“ Hastig zog sie ihren Besucher in den Gang zurück, bis sie an eine Türe kam, die sie aufriß. Ein dumpfer Kellergeruch schlug Peter entgegen, aber Anna ließ ihm keine Zeit zur Bestimmung. Sie gab ihm einen heftigen Kuss, also daß er stolpernd nachfolgen mußte. Dann stand er schwer atmend in einem moderigen Gewölbe und horchte. Die Haustüre wurde geöffnet. Eine rauhe Stimme fluchte über die Nachlässigkeit, daß um diese Stunde nicht abgesperrt sei. Dann rief die Stimme Anna beim Namen, mehrmals, und mit jedem Male lauter. Dann klangen schwer genagelte Stiefel gegen die Treppenstufen. Fröschl wollte über die Stiege hinaufgehen, um seine faule Tochter zu wecken. In diesem Augenblicke machte Peter in seiner Angst eine Bewegung und schlug mit dem Gewehrkolben heftig gegen die Giebkanne, die hinter ihm stand. Der Schlag tönte laut durch den Gang, und Fröschl schrie, was das sei? Hallo, was das sei?

Anna kam hervor und sagte, daß sie es wäre, und was der Vater wolle.

Fröschl herrschte sie an, was sie in der Kammer um diese Zeit zu tun habe, und das wolle er gleich sehen.

Peter hörte, wie der grimmige Mensch mit einer Zündholzschachtel hantierte, und dann sah er Licht aufblitzen.

Schredliche Gedanken bestürmten ihn. Erinnerungen an teuflische Geschichten von Menschen, die in verborgenen Kellern umgebracht wurden, von Totengerippen, die erst nach vielen Jahren bei baulichen Veränderungen gefunden wurden; von jungen Männern, die spurlos verschwanden. Er warf sein Gewehr vor sich, denn er dachte, daß der Anblick der Waffe die Noheit seines Feindes steigern würde. Und er schrie mit heiferer Stimme: „Schonen Sie mich! Ich bin der Sohn achtbarer Bürgerleute!“

Was und wie? grollte Fröschl. Und Peter wiederholte es: „Halten Sie ein! Hier steht der Sohn ehrbarer Leute!“

„So, so, der Herr Spanninger!“ höhnte Fröschl, indem er den totbleichen Jüngling beleuchtete. Dann wandte er sich um gegen seine Tochter, und als er merkte, daß sie über die Stiege eilte, folgte er ihr mit schredlichen Worten.

Peter tastete sich die Mauer entlang bis zur Haustüre. Er riß sie auf und stürmte hinaus und lief mit tolen Sprüngen durch die Kreuzgasse. Er lief bis in die Mitte des Stadtplatzes und machte erst am Marienbrunnen Halt, um Atem zu schöpfen. Als er wieder zu sich kam, hielt er Umschau.

Von drüben, wenige Schritte entfernt, blinkte das Licht über dem goldenen Sterne, dem ehrenvollen Wahrzeichen seines Hauses. Nie hatte es ihm freundlicher gelacht.

Es überkam ihn wie Dankbarkeit gegen den Schöpfer, der es nicht zugelassen hatte, daß ein Spanninger sein junges Leben verlor in den schmutzigen Kellern des Fröschlhäuses. Dann ging Peter heim. Er wartete die Gelegenheit ab, daß er unbemerkt auf sein Zimmer schleichen konnte, und fleibete sich um. Seine Zoppe und den Hut mit der vertwegenen Feder warf er beiseite, und als er gleich darauf in der väterlichen Wirkstube saß, fühlte er kräftiges Wohlbehagen und herzliche Freude an der bürgerlichen Ehrbarkeit.

Er hoffte zuversichtlich, daß sein Abenteuer geheim bleiben würde. Fröschl hatte guten Grund, über seine Mordpläne zu schweigen, und das Mädchen nicht weniger. Denn sicherlich war das ein abgemachtes Spiel gewesen.

Die Nacht schlief Peter unruhig. Arge Träume quälten ihn. Er sah einen wilden Menschen und eine üppige Weibsperson in einem Keller schwere Verbrechen begehen. Sie pökelten einen Leichnam in das riesige Krautfäß ein; und der Tote trug die Züge des Peter Spanninger.

Schweißtriefend erwachte er. Es pochte heftig an die Türe; der Hausknecht trat ein und brachte ein Gewehr. Der Fröschl habe es abgegeben, sagte er und brühte sein linkes Auge bedeutsam zu und lächelte.

Und dieses Gehaben mußte Peter durch mehrere Wochen sehen. Nämlich alle Bräuburschen und alle Diensthöten und die Kellnerinnen und die Gäste und der alte Sternbräu selber hatten es angenommen, mit den Augen zu blinzeln, wenn sie Peter sahen.

Und noch viele Jahre später, als Herr Spanninger senior schon längst von sämtlichen Vereinen zu Grabe geleitet war, und Herr Spanninger junior hinwiederum einen Sohn und künftigen Sternbräu erzeugt hatte, erzählten sich die Dürnbucher, daß Peter gar selbst hinter den schönen Mädchen her gewesen sei.

Und auch dieses mehrte sein Ansehen.